

VORWORT

Im Frühsommer 2007, während ich letzte Hand an die Druckfassung dieses Buches lege, kommt es in Philadelphia zu lautstarken Demonstrationen vor dem Franklin Museum. Der Protest richtet sich gegen die Ausstellung »Tutankhamun and the Golden Age of the Pharaohs«, die zuvor schon in anderen amerikanischen Städten mit großem Erfolg gelaufen war. Angeführt werden die Demonstranten von Molefi Kete Asante, dem Begründer und bis heute wichtigsten Wortführer der afrozentrischen Bewegung. »Dies ist der Schauplatz eines Verbrechens«, wird Asante im *Philadelphia Inquirer* vom 21. Mai zitiert werden, »dies ist der Schauplatz eines kriminellen Diebstahls, eines Identitätsraubs«. Tutenchamun, so der Vorwurf der Demonstranten, werde in der Ausstellung als »Weißer« dargestellt und erinnere »eher an Boy George als an den Boy King«. Mit keinem Wort werde darauf eingegangen, dass die altägyptische eine afrikanische Kultur gewesen sei, und die Folgen seien so offensichtlich wie von den rassistischen Ausstellungsmachern intendiert: viele Besucher nämlich würden das Museum im Glauben verlassen, Ägypten liege in Europa. Um dem entgegenzuwirken, weisen die Demonstranten auf Spruchbändern und Plakaten darauf hin, dass Nofretete ihre »Schwester« gewesen sei und »King Tut's Daddy« schwarz.

Aus transatlantischer Distanz betrachtet, erscheint der Protest bizarr. Nicht nur glaubt wohl in Europa niemand, Ägypten befinde sich nicht in Afrika, auch neigt man hierzulande glücklicherweise mehrheitlich nicht mehr dazu, die Hautfarbe eines Menschen als Hauptindikator für dessen intellektuelle Anlagen und moralische Disposition zu lesen. Mehr noch, den meisten Europäern dürfte kaum bewusst sein, dass sie überhaupt eine Hautfarbe haben. Darin liegt zweifellos ein großer Luxus. Rassenfragen für unerheblich halten kann sich nur leisten, wer sich keinen Rassenvorurteilen ausgesetzt sieht. Es ist dies ein Luxus, der für viele Schwarze in den USA nach wie vor in weiter Ferne liegt. Und so mögen die Vorhaltungen von Molefi Asante und seinen Mitdemonstranten zwar erheblich übers Ziel hinausschießen, die radikale Rhetorik aber, mit der sie vorgebracht werden, lässt sich doch mit Blick auf die nach wie vor von alltäglichen Rassismen geprägten Lebensumstände von African Americans wenigstens ein Stück weit verstehen. *Akzeptieren* muss man diese Rhetorik deswegen gleichwohl nicht. Vor allem dann nicht, wenn sie im Gewand einer sich wissenschaftlich gebärdenden Argumentation einherschreitet – und das tut sie, wie diese Studie zeigt, in erheblichem Ausmaß.

Angesichts dieser Tatsache war es für mich eine große Überraschung zu sehen, wie wenig Widerstand sich auf Seiten der etablierten Disziplinen gegen die Vereinnahmung ganzer Forschungsfelder durch den wissenschaftlichen Zweig des Afrozentrismus regt und wie unwidersprochen selbst die abstrusesten Thesen und Argumentationen hingenommen werden. Mit viel gutem Willen lässt sich die Reaktion der betroffenen Fachvertreter vielleicht als höfliches Desinteresse beschreiben; der Verdacht liegt allerdings nahe, dass vor allem US-amerikanische Wissenschaftler es in Wirklichkeit einfach vermeiden wollen, sich dem Verdacht der politischen Unkorrektheit oder gar des Rassismus auszusetzen. Die Angst ist nicht unbegründet, denn tatsächlich haben sich Afrozentristen in der Vergangenheit als wenig zimperlich in der Wahl ihrer Mittel gezeigt, wenn es darum ging, Kritiker in ihre Schranken zu weisen.

Nun gehört es ja zu den Paradoxien der *political correctness*, dass sie gelegentlich genau jene Diskurspraktiken perpetuiert, die sie eigentlich abzuschaffen angetreten ist. So auch in diesem Fall: viele Autoren mögen aus einer durchaus gut gemeinten antirassistischen Grundhaltung heraus auf kritische Stellungnahmen verzichtet haben, in letzter Konsequenz aber lässt sich diese Verweigerung der Kritik auch lesen als Ausdruck einer Haltung, die dem Afrozentrismus pauschal die Kritikwürdigkeit abspricht – und ihn damit als unbedeutenden Nischendiskurs einer unbedeutenden Minderheit verwirft. Dem Dilemma ist kaum zu entkommen – jedenfalls nicht, wenn man Amerikaner ist. Vor diesem Hintergrund war es ohne Zweifel ein großer Vorteil für mich, als Europäer in afrozentrischen Kontexten einen mehr oder weniger liminalen Raum zu besetzen. Denn es ist zwar richtig, dass ein nicht unerheblicher Teil des afrozentrischen Diskurses einer langen Philippika gegen Europa und die Europäer gleicht, tatsächlich aber ist jenes »Europa« letztlich wenig mehr als eine rhetorische Verkürzung dessen, was im politischen Diskurs der Vereinigten Staaten derzeit unter dem Schlagwort *New Conservatism* geführt wird. Als »echter« Europäer hingegen konnte ich es nicht nur weitgehend vermeiden, eine moralisch begründete Position zum US-amerikanischen Rassendiskurs einzunehmen, mir wurden auch als offensichtlichem Außenseiter Freiräume zugestanden, die in dieser Form weder weiße noch schwarze Amerikaner für sich hätten in Anspruch nehmen können.

Die afrozentrische Bewegung in den Vereinigten Staaten wurde bisher noch nicht mit ethnologischen Fragestellungen und Methoden untersucht. Bislang vorliegende Studien sind entweder reine Literaturstudien oder aber Untersuchungen, die ihrerseits bereits *innerhalb* des afrozentrischen Diskurses anzusiedeln sind und (wie zu zeigen sein wird) sich nicht unbedingt durch eine kritische Distanz ihrem Gegenstand gegenüber auszeichnen. Der methodische Ansatz, für den ich mich entschieden habe, baut hingegen auf einer Kombination aus Quellenstudium und stationärer Feldforschung auf. Ich hoffe damit einerseits, die afrozentrische Bewegung in ihrer spezifischen Geschichtlichkeit zu erfassen, andererseits aber auch ihre Bedeutung für die Lebensgestaltung ihrer Anhänger im gegenwärtigen US-amerikanischen Kontext zeigen zu können. Das Terrain, auf das ich den Leser und die Leserin dabei einlade, mir zu folgen, ist kein ganz einfaches, und ich bin mir bewusst, dass sich meine Auseinandersetzung mit dem Afrozentrismus über weite Strecken jenseits der engen Grenzen einer *politisch korrekten* Darstellung bewegt. Andererseits konnte ich auch nicht darauf verzichten, afrozentrische Werke und Autoren zu kritisieren (und dies gelegentlich in recht scharfer Form) – nicht aus bösem Willen, sondern gerade *weil* ich den afrozentrischen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit ernstnehme. Diesen Weg einzuschlagen, ist mir nicht leichtgefallen. Ich wurde im engeren Kreis der »Temple School of Afrocentricity« sehr offen und mit großer Freundlichkeit und Warmherzigkeit aufgenommen und bin einer ganzen Reihe afrozentrischer Autoren nicht allein zu großem Dank verpflichtet, sondern fühle mich ihnen auch auf persönlicher Ebene freundschaftlich verbunden.

An erster Stelle ist hier der bereits erwähnte Molefi Kete Asante zu nennen, der in den 80er Jahren das erste Ph.D.-Programm im Bereich Black Studies mitentwickelt hat und bis heute als Professor am Department for African American Studies der Temple University in Philadelphia tätig ist. Ohne seine Unterstützung wäre die vorliegende Untersuchung in dieser Form nicht durchführbar gewesen. Er hat es mir ermöglicht, an

zahlreichen Seminaren und Tagungen sowie an einer von ihm organisierten Pilgerfahrt nach Westafrika teilzunehmen, er hat mich mit weiteren führenden Afrozentristen bekannt gemacht, und nicht zuletzt hat er stets ein offenes Ohr für meine vielen Fragen gehabt. Mein Dank geht darüber hinaus auch an die übrigen Lehrkräfte und Studierenden des Departments, mit denen ich während zweier längerer Aufenthalte in den Jahren 2002 und 2003 viele fruchtbare Diskussionen führen konnte. Weiterhin standen mir in Philadelphia Rosa Gries, Carol Ann Harris und Theresa Davis von der Templana Collection der Samuel L. Paley Library sowie Aslaku Berhanu und Charles Blockson von der Charles L. Blockson Library bei der Suche nach seltenen Publikationen und Manuskripten hilfreich zur Seite.

In Afrika waren mir Leo A. Yankson von der Castle Library in Cape Coast, Ghana, und mein nigerianischer Projektmitarbeiter Chinwezu eine große Hilfe. Besonders Letzterer hat mich durch eine Reihe erfrischend unverblümter E-Mails nachhaltig darin bestärkt, dass eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Afrozentrismus nicht aus falsch verstandener Loyalität mit seinen Protagonisten und ihren politischen Zielen auf Kritik verzichten darf.

Das Schomburg Center for Research in Black Culture in New York hat mich 2001 in sein Scholars in Residence Programm aufgenommen und mir nicht nur einen Arbeitsplatz zur Verfügung gestellt und mir den Zugang zu seinen umfangreichen Archiven erheblich erleichtert, sondern mir auch Gelegenheit gegeben, meine Arbeit mit den anderen Gastwissenschaftlern des akademischen Jahres 2001-2002 zu diskutieren. Mein Dank gilt hier insbesondere Howard Dodson, Colin Palmer und Miriam Jimenez Roman sowie Chouki El Hamel, Rhonda D. Frederick, Kim Butler, Jeffrey Thomas Sammons und Jeffrey Ogbar.

Martin Bernal hat mich in der Frühphase der Studie entscheidend unterstützt und für einige viel zu kurze Tage in seinem Haus in Ithaca aufgenommen. Es waren unsere intensiven Gespräche während dieser Zeit, die mir halfen, den Gegenstandsbereich der Studie einzugrenzen und das damals noch im Entstehen begriffene Forschungsvorhaben zur Antragsreife zu bringen.

Ermöglicht wurde diese Vorstudie seinerzeit durch ein Jahresstipendium der Frankfurter Frobenius-Gesellschaft, die sich auch an den Druckkosten für die vorliegende Buchpublikation beteiligte. Die Finanzierung der eigentlichen Forschung in den Jahren 2001 bis 2004 erfolgte aus Mitteln der Volkswagenstiftung. Beiden Institutionen möchte ich für ihre großzügige Unterstützung danken.

Karl-Heinz Kohl schulde ich großen Dank für den Anstoß zu dieser Untersuchung. Er war es, der mich vor inzwischen acht Jahren erstmals auf das Thema Afrozentrismus aufmerksam machte, und er hat die Arbeit bis zu ihrem Abschluss stets offen und kritisch verfolgt. Wichtige Hinweise verdanke ich darüber hinaus den studentischen Teilnehmern zweier Seminare zum Thema Afrozentrismus an den Universitäten Frankfurt und Paderborn sowie Mamadou Diawara, Johannes Fried, Frank Schulze-Engler und Susanne Schröter, die eine erste Fassung des Textes begutachtet und mich zielsicher auf Schwachstellen und Unstimmigkeiten meiner Argumentation hingewiesen haben. Und *last not least* möchte ich meiner ersten und wichtigsten Leserin danken: Irene, die meine An- und Abwesenheiten gleichermaßen ertragen hat und die daran glaubte, dass aus meinen verstreuten Textfragmenten und Ideen einmal ein Buch werden würde, wenn ich es nicht tat.